

REDEN

bei der öffentlichen Feier der Uebergabe

DES PROREKTORATS

DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

am 8. Mai 1901 in der Aula gehalten

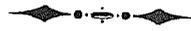
von

Hofrat Professor Dr. P. Kraske

und

Professor Dr. F. Kluge.

1901
1771



Freiburg i. B.

Universitäts-Buchdruckerei Chr. Lehmann's Nachfolger.

1901.

II.

REDE

des Prorektors Dr. KLUGE.



Hochansehnliche Versammlung!

Die Aufgaben der deutschen Sprachforschung sind vielgestaltiger und umfassender als es scheint. Im Urteil der Fernerstehenden und vielfach auch im Fachbetrieb der Adepten kann es oft den Anschein haben, als ob die Lautlehre der Inbegriff der Sprachwissenschaft wäre. Ist die Sprache der Reflex des menschlichen Lebens und Denkens, so steht der Inhalt der Sprachmaterialien höher als das äussere, Kleid, der Lautkörper. Die Geschichte einer Sprache spiegelt die Geschichte eines Volkes wieder. Und wo geschichtliche Quellen schweigen, redet oft die Sprache mit überzeugender Deutlichkeit. Deine Sprache verrät dich — in diesem Wort liegt das Leitmotiv unserer sprachlichen Arbeit. Mögen wir die Sprache der Zigeuner benutzen, um den geschichtlich völlig dunkeln Ursprung des gaunernden Wandervolkes in Indien festzustellen, mögen wir die geschichtlich ebenso dunkle Herkunft der siebenbürgischen Sachsen durch rein sprachliche Mittel im Gebiet der Mosel feststellen — immer leitet uns das Motto: deine Sprache verrät dich. Was die Organe der Polizei so oft mit

Erfolg anwenden, den Einzelnen sprachlich zu charakterisiren, darnach trachtet der Sprachforscher bei vielen Schriftwerken und schon manches undatirte, anonyme Denkmal der Vergangenheit hat durch sprachliche Arbeit sein Geheimniss preisgeben müssen. Aber keine Aufgabe ist schwerer, als unsere grossen Klassiker sprachlich zu charakterisiren. Am ehesten würde eine solche Charakteristik bei einem vollsaftigen Volksmann wie Luther gelingen. Aber wie schwer und völlig aussichtslos würde sich das Unterfangen erweisen den reichsten Geist der Neuzeit, Goethe, mit seiner Fülle von volkskundlichen und naturwissenschaftlichen, dichterischen und geschichtlichen Interessen in einer schriftstellerischen Thätigkeit von sechs Jahrzehnten mit unsern sprachlichen Kategorien erkennbar scharf zu charakterisiren? Gewiss werden einzelne bedeutende Züge sich bald finden lassen. Nehmen wir den grössten Lyriker Deutschlands vor Goethe — so ist die Sprachforschung Walther von der Vogelweide gegenüber völlig ratlos. Seine Heimat ist umstritten wie die Heimat Homers, denn seine Sprache verrät ihn nicht, kein mundartlicher Zug giebt uns einen Fingerzeig. Ihm fehlen in dem grossen Reichtum seiner Empfindungen und Stimmungen grade alle Farben eines lokaleren Heimatsgefühls und wenn er einmal — in einem seiner letzten, aber intimsten Herzensergüsse — mit Wehmut den heimatlichen Boden seiner Jugendjahre betrachtet, so ist er

zu diskret, die Farben erkennbar hell zu wählen. Wie für das Heimatgefühl, so fehlt ihm auch die Tonart für das Glück der Häuslichkeit und der Familie. Seine Heimat ist das deutsche Vaterland von der Elb' unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant. Dieser grossen Heimat hat Walther als ihr erster und grösster Dichter-Patriot gedient. Und seine Sprache charakterisirt ihn als den deutschesten Sänger, den Deutschland besessen hat. In einer Zeit, wo die grössten und tiefsten Schöpfungen unserer mittelalterlichen Dichtung, unser Parzivalroman und unser Tristanroman, dem modischen Geschmack der ritterlichen Kreise huldigen und in französischen Worten und Wendungen ohne Zahl schwelgen, meidet Walther jedes fremde Modewort, französische Floskeln widerstreben seinem deutschen Geist.

Wie die deutsche Sprachforschung die Aufgabe hat, mit ihren eigenen Mitteln die Werke unserer Litteratur zu charakterisiren, so hat sie auch die Sprache unserer Stände und Berufe, die Sprechweisen der Altersstufen und Beschäftigungen zu ergründen. Ist aber alles Erkennen nur entwicklungsgeschichtlich möglich, so gibt uns die Geschichte eben dieser Sprecharten die wesentlichen charakteristischen Züge. Aber die Litteratur stellt der Sprachforschung gleich enge Schranken. Denn sie hält sich im allgemeinen auf einem mittleren Höhendurchschnitt und steigt nicht in die Niederungen,

in denen wir die Sprechweisen von Handwerken und Lebensberufen heimisch finden: sie will uns über die Niederungen des Lebens erheben. Und da tritt uns die Frage entgegen: ermöglicht uns denn die Litteratur der Vergangenheit einen Einblick in das geschichtliche Wesen jener Sprechweisen? und ist es überhaupt möglich, unsere Standessprachen geschichtlich zu charakterisiren? Aber ernsthafter ist vielleicht die Vorfrage, warum wir den niederen Aeusserungen des Sprachlebens nachgehen, in denen es sich oft nur um Kuriositäten und gelegentlich auch um Spielereien und zumeist um entlegene Termini für Hantirungen und Gegenstände handelt, mit denen die Litteratursprache nur ganz ausnahmsweise zu thun hat? Das Terenzische *Nihil humani a me alienum* genügt nicht zur Begründung dafür, dass ich das entlegene und vielleicht abstruse Thema zum Gegenstand einer akademischen Rede mache. Was dem Studium dieser Sprechweisen eine gewisse Bedeutung und ein eigenes Interesse verleiht, ist die Thatsache, dass unsere Gemeinsprache und die Sprache der Litteratur sich stets aus diesen niederen Sprechweisen erneuert. Wir alle verfügen täglich über Wortmaterialien, die einen beschränkten Herkunftsbereich in den Alters- und Zunftsprachen haben.

So dringt die Sprache der Kinder aus der Kinderstube in das tägliche Leben. Worte wie Papa und Mama tragen in der Doppelung oder Reduplikation deutlich den Charakter

kindlicher Sprechart. Ich brauche keine deutschen Kinderworte mit Doppelung neben diese Fremdworte zu stellen. Aber derselbe Typus steckt unerkant auch in altem Sprachgut, das durch vielfache Lautwandlungen den Klang der Doppelung preisgegeben hat. Dem schwäb. Worte Dôt für „Patin“ sieht man seinen Ursprung nicht mehr an, aber die althochd. Lautform *toto* für „Vater“ ist deutlich ein redupliziertes Kinderwort. Unser Wort Muhme verlangt eine alte Grundform *mómó* und wenn wir in Anschlag bringen, dass Muhme in unsern Mundarten nicht nur „Tante“, sondern auch „Mutter“ ist — so werden wir dieses *mómó* für eine kindliche Doppelung für *móder* = Mutter halten. Das Wort Bube geht lautlich auf eine Grundform *bóbó* zurück; das ist abermals kindliche Doppelung — wir wissen, dass das einfache *bó* eine Kurzform für *bróther* = „Bruder“ gewesen ist.

Die kindlichen Kurzformen deuten vielfach die Doppelung lautlich nur an. Hierher gehören Koseformen wie Benno für Bernhard, Anno für Arnold, Eppo für Eberhard. In solchen Fällen liegt in der Konsonantendoppelung (Anno Benno Eppo) eine kindliche Sprechweise: denn z. B. *rn* ist dem Kindermund unmöglich, *nn* tritt dafür ein. So ist auch das verbreitete *ätti* für „Grossvater“ eigentlich ein Lallwort; es beruht auf got. *atta* „Vater“, das durch sein *tt* sich als kürzende Koseform zu lat. *pater* „Vater“ erweist. Unser Wort

Amme gehört in denselben Bereich; es bedeutet im Althochdeutschen „Grossmutter“; die ahd. Lautform *amma* beruht wie got. *atta* auf gebrochener Reduplikation, es gehört gewiss zu lat. *mâter*.

Natürlich sind es zunächst Worte des engsten häuslichen Bereichs, in dem wir kindliche Wortgebilde antreffen: nur was in der Kinderstube bedeutungsvoll ist — nur dafür dürfen wir eine kindliche Lautform erwarten. Wenn jetzt *Bonbon* ein Wort der Kinderstube ist, kann dann nicht auch *Kuchen* daher stammen? Seine urdeutsche Lautform ist sicher *kókó* gewesen, aber kein deutscher Wortstamm erklärt das Wort — so wird man es als redupliziertes Kinderwort betrachten dürfen.

Leider versagt die Litteratur unserer fernerer Vergangenheit völlig. Die Kindersprache lässt sich durch positive Angaben in alter Zeit nicht belegen. Aber um so deutlicher beweist der feste Typus kindlicher Sprechweise, der sich überall wiederholt, und keine andere Sprechweise hat wieder eine so klare lautliche Eigenart, die es uns ermöglicht, auch für die älteste Geschichte unserer Sprache Bestandteile aus der Kindersprache zu ermitteln.

Im Gegensatz zur Sprache der Kinder und der Kinderstube steht die Sprache der Schule und der Schulstube. Durch alle Gaue Deutschlands verbreitet sind Schülersprachen, in

denen Silbenspielereien vorherrschen. Die Freude an Buchstabiren und Sillabiren führt die Schuljugend immer und überall zu allerlei Geheimsprachen, in denen Einschabung von Silben oder Umstellung von Lauten das Charakteristische ist. Die verbreitetste dieser Sprecharten ist die sogenannte bi- oder pi-Sprache, aber es giebt daneben eine endlose Zahl von Abarten oder ähnlichen Geheimsprachen. Das seltsamste ist, dass jede Generation Zeuge gewesen sein will, wie man auf der oder jener Schule die dort übliche Sprechart erfunden habe. Die Mehrzahl dieser Schülersprachen lässt sich nachweislich bis in das 16. Jahrhundert (Rotwelsch I 111 145) als Schülersprachen zurück verfolgen und wir dürfen wohl annehmen, dass sie noch weiter zurückreichen, bis in die Klosterschulen des Mittelalters. So merkwürdig die Erbllichkeit dieser Sprechweisen der Schüler ist — es waren immer nur Spielereien und die Sprache des täglichen Lebens, unsere Litteratur- und Umgangssprache hat nichts davon in sich aufnehmen können, während sonst alle Sprechweisen Spuren im gemeinen Deutsch zurückgelassen haben.

Aber die Sprache der akademischen Jugend erhebt sich bedeutsam über alle deutschen Sprecharten und sie hat nicht bloss der Umgangssprache und der Litteratursprache wichtige Bestandteile zugeführt, sie ragt gelegentlich auch in die Litteratur selbst hinein. Seit dem 16. Jahrhundert bis ins

18. Jahrhundert hinein begegnen zahlreiche Worte der Burschensprache, bis um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts besondere Wörterbücher zu Nutz und Frommen von Füchsen und zur Erbauung bemooster Häupter die wunderlichen Redensarten und derbkomischen Worte buchen. Zumal nachdem das kühne Geschlecht der Stürmer und Dränger natürliche Derbheit und burschikose Stimmung in der Litteratur entfesselt haben, tragen am Ende des 18. Jahrhunderts verbummelte Genies, gescheiterte Akademiker das Studentenleben und seine Sprache in die Litteratur hinein. Aber als die eigentliche Blütezeit der Burschensprache hat das 16. und 17. Jahrhundert zu gelten. Und ihre Heimat sind die mitteldeutschen Hochschulen Giessen, Jena, Halle, Wittenberg; Leipzig war immer die hohe Schule des Anstands und der guten Sitte, der Höflichkeit. In der Zeit, wo Shakespeare seine Hamlet und Horatio, Rosenkranz und Gölldenstern in Wittenberg studiren lässt, herrschte auf den protestantischen Hochschulen Mitteldeutschlands der Pennalismus, und seine Zeit war die Blüteperiode unserer Burschensprache. Was die ältere Studentensprache bei uns charakterisirt, fehlt der neueren Studentensprache im wesentlichen. Das sind die Anklänge und Reminiszenzen an das Latein, das im 16. und 17. Jahrhundert unsere Hörsäle beherrschte. So lange das Latein die Alleinherrschaft im akademischen Unterricht hatte, machte sich ausserhalb der

Hörsäle, zumal beim Hospiz die sprachliche Parodie breit. Was im Unterricht nicht durchgelassen wurde, gestattete sich die akademische Jugend ausserhalb des Hörsals. Uebermütige Wortbildungen mit lat. und griech. Endungen, die im Vortrag herrschten, kehren auf der Kneipe wieder. Es ist dieselbe Zeit, in der sich burschikose Litteratur in makaronischen Versen aufthut. Da erhalten deutsche Worte lateinische Endungen und lateinische Verbindungen nach Art der Zecherregel, wenn der Becher nach altsächsischer Weise auf der Bierbank kreiste:

Qui bibit ex neigis, ex frischibus incipit idem.

Eine Reihe von studentischen Gedichten in dieser Scherzsprache hat das 17. Jahrhundert hervorgebracht — z. B. ein certamen studiosorum cum vigilibus nocturnis aus dem Jahre 1689. Solchen Dichtungen entspricht die ältere Burschensprache mit einer Fülle von makaronischen Wortgebilden. Und wie tief diese komischen Elemente hafteten, zeigt ein burschikoses Wort, dem man eine fremdartige Endung zwar heute noch ansieht, heute aber doch nicht richtig: das Wort burschikos. Es klingt ganz irreführend an lat. Eigenschaftsworte wie *bellicosus jocosus spatiosus pretiosus* an. Die Endung ist nicht lateinisch; es ist vielmehr die griech. Adverbialendung $\omega\varsigma$ in Fällen wie $\tau\epsilon\chi\nu\iota\kappa\omega\varsigma$ $\sigma\omega\mu\alpha\tau\iota\kappa\omega\varsigma$ $\varphi\alpha\nu\tau\alpha\sigma\tau\iota\kappa\omega\varsigma$. Solche griech. Adverbia kehren im Gelehrtenlatein des 16. Jahrhunderts so endlos

oft wieder, dass der Student die Bildungsweise auch auf die Kneipe verpflanzte. Im akademischen Komment des 17. Jahrhunderts machte man einen sorgfältigen Unterschied zwischen „*florixōς*“ und „*haustixōς*“ ein Glas leeren. Gleichzeitig bildete man *studentixōς*, für „lustig“ konnte der Student auch *lustixōς* sagen. Es sind noch mehr derartige Bildungen aus dem 17. Jahrhundert erhalten (Studentenspr. S. 48; Erich Schmidt, Zschf. f. Volkskunde V 230) — immer nur adverbial gebraucht und immer mit griech. Lettern gedruckt. Bis dann im Beginn des 18. Jahrhunderts endlich *burschixōς* auftritt. Seine Vorläufer und Vorbilder sterben ab, es selbst wird ein dauernder Bestandteil nicht bloss der Burschensprache, sondern dann auch der Litteratur- und Umgangssprache, so dass man es in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits adjektivisch gebraucht (ein burschikoses Leben) und als ein lat. *bursicosus* auffasst. So auffällig und charakteristisch die Geschichte des Wortes *burschikos* ist, es ist nur eines von vielen Beispielen. Auch andere Elemente der klassischen Sprachen werden in der Burschensprache zu komischen Wortgebilden verwandt. Im Latein der Gelehrtenschulen spielten Adverbia auf *atim* eine Rolle: „*stellatim* oder *stellatum* gehen“ bedeutete „astronomische Exkursionen machen“, „*herbatim* oder *herbatum* gehen“ botanisiren; im medizinischen Unterricht war das „*cadaveratum* gehen“ (John Meier, Hall. Studentensprache

S. 24) wichtig. Und so gab es manche derartige Wortgebilde, die man wohl auch in deutsche Rede einflocht. Aber die Burschensprache wagte überall kühne Neubildungen — man konnte „gassatim“ oder „gassatum“ gehen, man konnte „dorfatim“ gehen, d. h. auf den Gassen und nach den Dörfern bummeln. In Halle schuf die Burschensprache das seltsame Wort *Hallore* — man fabelte endlos über das Wort, bis sich fand, dass man im 18. Jahrhundert *Hallorum* sagte. Da war es klar, dass das Wort eine charakteristische lateinische Endung hat, also eine komische Bildung der Burschensprache sein muss. Charakteristisch für den humanistischen Einfluss in der Muttersprache sind Worte wie *Humanität* und *Antiquität* — solche Worte haben schon früh einen so grossen Bereich, dass man schon um 1550 die deutlich burschikose Wortbildung *Grobität* neben *Grobian* wagt; und am Ende des 18. Jahrhunderts buchen dann in der That die ältesten Wörterbücher der Studentensprache mehrere Wortgebilde wie *Schwulität*.

Ein so gewaltiger Einfluss des Lateins auf die Burschensprache war nur möglich, ehe der Vorgang des Leipziger Professors Thomasius, der der Muttersprache die Hörsäle der deutschen Hochschulen erschloss, dem Latein die Alleinherrschaft im akademischen Unterricht entzog. Gewiss sind Wortgebilde wie *burschixōς* und *studentixōς*, *gassatim* und *dorfatim*, *Grobität* und *Schwulität* in jeder andern

Standessprache unmöglich.¹⁾ Noch andere aber weniger charakteristische Züge treten in der älteren Burschensprache auf. Sie hat geschichtliche und lokale Wandelungen durchgemacht und so treffen wir beispielsweise in Heines Harzreise verschiedene Göttinger Studentenworte, die wir heute ohne Kommentar schon nicht mehr verstehen.

Reichen die Anfänge unserer Studentensprache ins 15. und 16. Jahrhundert zurück, so scheint die Sprache des edlen Waidwerks in die germanische Vorzeit zurückzureichen. Aber äussere Zeugnisse für so hohes Alter der Waidmannssprache fehlen völlig. Und Caesars Bericht im *Bellum Gallicum*, wonach die Germanen sich mit Vorliebe ³der Jagd widmeten, lehnt Tacitus' *Germania* stillschweigend ab: *quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt dediti somno ciboque* cap. 15. Nur einmal streift unsere alte Litteratur das Motiv der Jagd. Am Ende des 10. Jahrhunderts treffen wir in einer latein. Rhetorik aus St. Gallen einige Reime, die einer ahd. Münchhauseniade zu entstammen scheinen: es ist ein Fragment eines Jagdabenteuers, die Schilderung eines angeschossenen Ebers. „An der Halde geht der Eber, in der Seite haftet ihm der Speer; seine gewaltige Stärke

¹⁾ Diese Wortgebilde stehen also völlig auf einer Stufe mit modernen Scherzwörtern wie *Sprechanismus* (nach *Mechanismus*); die neueste Mischbildung dieser Art ist *Modernitis* (im Anschluss an *Dichteritis* gebildet nach dem Urbild von *Diphtheritis*); vgl. *Kunstwart* XIV. Heft 13.

lässt ihn nicht zu Fall kommen; denn fudermässig sind seine Läufe, seine Borsten hoch wie ein Forst und seine Hauer haben zwölf Ellen Länge.“ Das ist unser ältestes Jägerlatein. Wir bedauern den Verlust dieser Dichtung im Stil der Münchhausenschen Jagdabenteuer um so mehr, als dann erst am Schluss des 16. Jahrhunderts Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zum ersten mal wieder aufschneiderische Jagdgeschichten schriftstellerisch verarbeitet: er hat in seiner Komödie von Vincentius Ladislaus Sacrapa von Mantua 1594 einen ältesten Münchhausen dramatisch behandelt. Aber schliesslich sind unsere Münchhausiaden alle sprachlich viel weniger ergiebig, als man vermuten sollte. Unsere Kenntniss der Waidmannssprache beginnt in der Blütezeit des Rittertums, in dessen Sport die Jagd eine hohe Stellung einnahm. Aber weit über die Jagdschilderungen, wie sie das Nibelungenlied und Wolframs Parzival bietet, erhebt sich Gotfried von Strassburg, der in seinem Tristanroman den ritterlichen Helden als Kenner und Lehrer des Waidwerks mit sichtlicher Liebe und verständnisvollem Behagen schildert. „Tristan galt im Mittelalter nicht bloss für den besten Jäger, sondern geradezu für den Erfinder des Jagens mit Spürhunden; er ist der erste Vertreter der keltischen Rasse; denn die kunstgerechte Jagd war die besondere Meisterschaft der Kelten“ (Hertz 501). So ist es denn auch nicht die deutsche, einheimische Jagdtermino-

logie, die Gotfried von Strassburg einfließt, sondern in gradem Gegensatz dazu vielmehr die Bräuche und die Ausdrücke der französ. Jagd, die damals bei uns Eingang gefunden hat. Dann blüht durch das ganze 14. Jahrhundert hindurch als besondere Dichtung die Jagdallegorie; das ritterliche Liebesleben wird unter der Allegorie einer Jagd dargestellt; und alsbald verwenden Prediger die Jagdallegorie im Kanzelvortrag (vgl. Schönbach Zschft. f. d. Wortforschung I 335). In der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnen die rein sprachlichen Aufzeichnungen. Zuerst bucht 1549 einer der ältesten deutschen Grammatiker Namens Meichsner in seinem Lehrbuch der deutschen Sprache „etliche zierliche und artliche Wörter, deren man sich vff vnd zu dem Waidwerk gebraucht“ (Zachers Zsch. 13, 367). Und sein berühmterer Zeitgenosse, der Polyhistor und Zoologe Konrad Gesner übernimmt aus Meichsners Wortliste der Waidmannssprache seine Angaben über Jagdausdrücke. So lehrt Meichsner z. B.: „Der Hirsch hat Läufe oder Klauen“, „die Schweine haben Läufe oder Hammen“, „des Bären Füße heißen Tatzen, der Fuchs hat Klauen, der Haas Läufe, der Wolf Klauen“. Dieses älteste Register giebt uns denn auch gleich bedeutsame Aufschlüsse. Wir hören hier, was wir sonst wohl nicht wüßten, dass die Flügel der Falken Schwingen heißen. Wie wir hier nun beobachten, dass unsere Dichtersprache sich das Jägerwort angeeignet hat, so beobachten

wir überhaupt einen Einfluss der Waidmannssprache auf unser gemeines Deutsch. Das heute allgemein übliche *naseweis* begegnet zunächst — und zwar schon in den alten Jagdallegorien — als eigentl. waidmännisch: der Hund ist *naseweis*, d. h. er wittert gut, er hat eine gute Nase, wie wir abermals mit einem Jägerausdruck sagen. Wenn der Hund zu früh anschlägt, heisst er waidmännisch *vorlaut* — das Wort ist gerade wie *naseweis* in unsern gemeindeutschen Wortschatz übergegangen. Ebenso unbändig: in der Jägersprache hiess der Hund *bändig* (mhd. *bendec*), der sich gut am Bande, am Strick führen liess. Ein *bärbeissiger* Mensch hat die Eigenschaft schwerer zur Bärenjagd abgerichteter Hunde, der *Bärenbeisser*. Wir sehen an diesen wenigen Beispielen, wie der Jagdhund im Mittelpunkt des Waidwerks steht.¹⁾ Und so sind es grade besonders charakteristische Bestandteile dieser Zunftsprache, die wir in die Schriftsprache übernommen haben. Es treten andere weniger charakteristische hinzu. Das Wort *Dickicht* gehört in diesen Bereich. Als sich der bekannte Fabeldichter Hagedorn des Wortes in der Mitte des 18. Jahrhunderts bediente, hielt er es für nötig, das offenbar noch nicht allgemein verständliche Wort als waidmännisch ausdrücklich zu erklären. „Eines der neuesten, aber bekanntesten Jagdworte ist *Kesseltreiben*; das Wort war

¹⁾ Vgl. Lembke, Studien zur deutschen Waidmannssprache, Dresden 1898.

in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts so unbekannt, dass es der hervorragendste Mitarbeiter am grossen Grimmschen Wörterbuch noch übersehen konnte (Kessel ist bei Jagden der ringeingeschlossene Platz, wohin das Wild getrieben wird).

Um dieses ihres Einflusses willen beansprucht die Waidmannssprache das Interesse der Sprachforscher. Um so mehr als dieser Einfluss sich in alter Zeit auch auf das Französische erstreckt hat. Wie wir im Zeitalter Gotfrieds v. Strassburg französische Jagdausdrücke durch ritterliche Mode übernahmen, ebenso setzten sich im merovingischen Gallien alte fränkische Worte aus dem Bereich der Jagd fest. Unsere ältesten Jagdworte lernen wir in alten französ. Entlehnungen (afrz. *braque* = ahd. *bracko*, frz. *leurre* aus *lôthr* = Luder) kennen. Und wir treffen zwei uralte deutsche Jägerworte zuerst in spätlat. Quellen: *branca* „die Pranke des Bären“ und *baccha* „die Bache“. So mehren sich doch die Spuren einer altgerman. Jagdterminologie. Und wenn in der allitterirenden Poesie der Angelsachsen für „Blut“ gern Schweiss (angls. *swát*) gesagt wird, so mag der Ausdruck vom Edewild her übertragen sein. Und so darf man die Frage aufwerfen, ob wir nicht in unserm ältesten Wortmaterial schliesslich doch waidmännische Fährten finden, wenn auch Tacitus die Bedeutung der Jagd für unsere Vorfahren herabsetzt. Etymologisch macht unser Wort Hund wirkliche Schwierigkeit, so lange man dem verführerischen An-

klang an gr. κῶν (κων-ός) nachgiebt; aber beziehen wir das Wort auf engl. *to hunt* „jagen“ (angls. *huntian* „jagen“ zu got. *hinthan* „fangen“), so kommen wir mit einer Grundbedeutung „Fänger, Jäger“ wohl zu dem Verdacht, dass Hund eigentl. waidmännisch ist; und engl. *hound* bezeichnet in der That „Jagdhund“. Ein anderes, etymologisch umstrittenes Wort ist unser Zeitwort *sehen*. Die Sprachvergleichung verbindet es mit gr. ἑπεσθαῖ und lat. *sequi* „folgen“ — aber die Bedeutung stimmt nur, wenn wir *sehen* als „mit den Augen folgen“ auffassen dürfen. Und solche Ellipse liesse sich aus einer technischen Sprache — wie es die Waidmannssprache ist — leicht begreifen. So ist ja auch unser „spüren“ d. h. die Spur suchen oder finden eigentl. waidmännisch.

Somit dürfen wir an eine Vererbung von Jagdausdrücken seit den Anfängen des Germanentums glauben. Es ist die einzige Zunftsprache der bevorzugten Kreise. Wie das edle Waidwerk, so ist auch seine Sprache ein Vorrecht des Adels gewesen und gerade dieser Thatsache verdanken wir ihre umfangliche Ueberlieferung seit etwa 1200. Immer hat die grüne Gilde mit Stolz ihre Standessprache gepflegt, jeden Jünger dazu angehalten. Schon im 16. Jahrhundert hören wir (in der deutschen Bearbeitung des *Opus Ruralium Commodorum* von Petrus de Crescentiis vgl. E. v. Dombrowski, deutsche Waidmannssprache S. 4), dass über jeden Jünger der Diana,

der sich nicht waidgerecht ausdrückt, ein besonderes Damoklesschwert schwebt — das Waidmesser mit den fatalen Pfunden. Der Missethäter musste sich über das beste Stück der Strecke legen, während sich die Jäger mit gezückten Hirschfängern um ihn herum stellten und den Strafakt mit einer Fanfare einleiteten. Dann trat der Jagdherr herzu und gab ihm drei Schläge mit dem Waidmesser auf das Gesäss. Drauf bedankte sich der Bestrafte und mit einer Fanfare schloss der Strafakt (vgl. Lemcke S. 9 und das Grimmsche Wb. unter Pfund, Fund). Solcher Sprachunterricht hat der Zunftsprache gelehrige Schüler gewonnen und die Freude an dem lustigen Strafakt erfrischte auch das Gedächtniss der im Dienst der Diana ergrauten Jäger. Mochten neue Moden auch dem Waidwerk neues Leben und neue Worte bringen, so verknüpft sie doch jedes Geschlecht naturgemäss mit der guten alten Ueberlieferung.

Das Gegenstück zur binnenländischen Jägersprache ist an den norddeutschen Küsten die Seemannssprache. Ist jene wesentlich hochdeutsch, so ist diese niederdeutsch. Hochdeutsche Quellen haben naturgemäss keine ernsthaften und umfassenden Anlässe sie aufzuzeichnen. Aber die niederdeutsche Litteratur ist durch die Uebermacht des Hochdeutschen so sehr gedrückt worden, dass auch der deutsche Norden in

alter Zeit über die technische Sprache der Schifffahrt schweigt. Nur einen Hauch frischer Seeluft verspüren wir in der alt-sächsischen Helianddichtung aus der Zeit Ludwigs des Frommen: der Sturm auf dem See Genetsaret gibt dem unbekanntem Dichter Anlass, lebhaft und frisch die Schrecken auszumalen, in denen der Heiland seine Wunderkraft beweist. So mochten altheidnische Lieder wohl zuvor Wodan als wunderkräftigen Wogenstiller gepriesen haben und Eddalieder zeigen uns in der That, wie Wodan Wind und Wogen stillt, um z. B. Jung Sigfried den Nibelung über den Ocean zu der höchsten Heldenlaufbahn zu geleiten. So wird auch in einer angelsächsischen Legende vom hl. Andreas eine Seefahrt mit göttlichem Wunder geschildert, dass uns das Behagen auch des angelsächs. Dichters deutlich verrät, wie die geistliche Dichtung aus heidnischen Vorbildern kraftvolle und wirksame Anregungen übernimmt. Die ganze angelsächs. Dichtung ist voll Meeresstimmung, wie denn das Epos von Beowulf an den Küsten der Nord- und Ostsee spielt. Ein lyrisches Gedicht¹⁾ der Angelsachsen — man könnte es „Meeresheimweh“ betiteln —

¹⁾ Das Gedicht ist ein Dialog zwischen einem alten Seefahrer, der der Schrecken des Meeres überdrüssig geworden ist, und einem Jüngling, den es jeden Frühling unweigerlich auf dem Ocean hinaustreibt. Anklänge an diese Gegensätze finden sich auch in der Edda in dem Zwiegespräch zwischen Njörth und Skath (Corpus poet. bor. I 126), wo noch auf Saxo Grammaticus (Holder S. 33) verwiesen wird.

schildert die Sehnsucht des Wikings, wenn der Kuckuk im Hain den Frühling kündigt.

Die ganze nordgerman. Poesie wird durch Motive der Schifffahrt und des Meeres reizvoll belebt. Und wenn wir die südliche Hälfte der Ostsee für die Urheimat der Germanen zu halten haben, muss auch unsere german. Urzeit schon seemännisch sein. Im religiösen Glauben beweist das Schiffsymbol des Isiskultus bei Tacitus (Germ. Kap. 9) für die Seefahrt. Und bedeutsam ist die altgerman. Bestattung im Totenschiff. Das altenglische Beowulfepos schildert uns, wie Scyld, der Stammvater der dänischen Könige, im Tode dem Meere anvertraut wird: mit einem Banner geschmückt führt das Totenschiff die teure Last auf eine ungewisse Fahrt. So hatte er, der zum Retter Dänemarks nach einer königlosen, schrecklichen Zeit bestimmt ist, seine Lebensreise begonnen: als Kind in einem Schiff ausgesetzt war er nach Dänemark verschlagen.

Solche Totenschiffe hat uns ein günstiges Geschick als Zeugen unserer heidnischen Vorzeit auf dem Boden Englands und Skandinaviens bewahrt (vgl. Sophus Müller, *Altertumskunde* II 258), aber die Völkerwanderungszeit, in der Stämme der Ostseeküste wie Langobarden und Burgunder und Goten sich südliche Sitze erobern, mag den Brauch des Totenschiffes auch in das deutsche Binnenland verschleppt haben. Im 15.

Jahrhundert fand man im Berner Oberland ein Totenschiff mit vielen Gerippen tief in der Erde (Joh. Mathesius, Sarepta oder Bergpostill 1562 Bl. 23). Zu den ältesten deutschen Rätseln, die uns eine Reichenauer Handschrift des 10. Jahrhunderts überliefert, gehört das weit verbreitete Rätsel vom Schiff: *portat animam et non habet animam, non ambulat super terram neque in coelo.*

In der That die Terminologie der Schifffahrt reicht wie die Schifffahrt selbst in das Dunkel der Vorzeit zurück. Wortgleichungen wie gr. *ναῦς* = lat. *nāvis* = skr. *nāus*, wie lat. *mātus* = hd. *mast* (Kuhns Zschft. 25,313), gr. *πλοῖον* = anord. *fløy* (Grundform *plowjo-m*) „Fahrzeug“ erweisen die Schifffahrt als Erbe der Vorzeit, in der die Germanen in nachbarlichem Austausch mit den stammverwandten Völkern indogermanischen Stammes zusammen lebten (vgl. Schrader, Reallexikon 711). Aber die Germanen haben dieses alte Erbe ihrerseits beträchtlich gemehrt durch eigenartiges neues Wortmaterial. Und die Anfänge unserer deutschen Seemannssprache liegen in der urgermanischen Zeit.

Schon in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas lernen wir ein intimeres Wort der Schiffsterminologie (*nōtō* Hinterteil des Schiffes) kennen. Aber erst in angelsächsischen Glossen und Litteraturwerken des 10. und 11. Jahrhunderts tritt uns reicheres Wortmaterial entgegen (bes. Wright, Oe.

Gloss. I 167. 181. 287). Das wertvollste und reichhaltigste Dokument der älteren Seemannssprache liefern uns Eddahandschriften. Schon im 13. Jahrhundert blühen in Norwegen und Island philologische Interessen, die der Muttersprache und dem nordischen Volkstum zu Gute kamen, Grammatik, Geschichte und Mythologie; besonders Mythologie und Poetik und poetische Synonymik wurden gepflegt. Eine besondere Litteraturgattung entsteht, versus memoriales mit Voraussnahme Zumptcher Recepte; sie heissen Thulor, d. h. Dichtungen. Und unter diesen Thulor treffen wir unsern ältesten germanischen Schiffskatalog, etwa 150 Worte über das Schiff und seine Teile.

Solche nordgerman. Quellen liefern uns vielfach die ältesten Zeugnisse und Belege für heutige Seemannssprache, so dass wir für das Schweigen einheimischer Quellen eine Art Ersatz in England und Skandinavien hätten. Und wir brauchen solchen Ersatz. Im Gegensatz zur nordgerman. Dichtung ist die deutsche Litteratur arm an Motiven der Schiffahrt und des Meeres. Indem in Mittelalter und Neuzeit unsere Litteratur erst auf oberdeutschem dann auf mitteldeutschem Boden ihre Blüte entfaltet, bleibt die norddeutsche Seeküste in der litterarischen Produktion zurück. In unserm klassischen Gudrunlied, das man so gern als deutsche Odyssee preist, hat ein baier. Dichter einen alten Wikingerstoff der Nordsee behandelt, aber ohne die Meeresfarben, über die der altsäch-

sische Helianddichter gelegentlich verfügt. So spüren wir auch in den klassischen Dichtungen unserer Schiller und Goethe kaum einen Hauch norddeutscher Seeluft: das Meeresheimweh der Wikingerzeit ist durch den Zug nach dem Süden ersetzt. Aus seines Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt, sehnt sich Schiller in das schöne Wunderland, dessen Reize das Lied Mignons so ungestüm drängend uns vor die Seele zaubert. Kommt aber einmal ein leiser Hauch der nordischen Meere an Goethe heran, so bewundern wir gleich die Anregung, die er davon erhält. Es ist eine allbekannte Stelle aus den Wahlverwandschaften (II 2), wo der Dichter Ottiliens Tagebuch behandelt. Da berichtet er über den roten Faden, der sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte Englands als Eigentum der Krone kenntlich macht: man kann ihn nicht herauswinden ohne alles aufzulösen. „Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.“ Diese Stelle der Wahlverwandschaften hat unsere Sprache um ein Bild bereichert, das Goethische Signatur trägt! Würde unser heutiges Deutsch nicht weit mehr solcher Seebilder in ihren binnenländischen Grundton aufgenommen haben, hätte der grosse Realist ein lebendiger Fühlung mit den deutschen Meeren gelebt? So tritt das Meer und sein Leben in den Romanen der Spielhagen und Wilbrandt erst ganz neuerdings

in dichterische Beleuchtung mit Farben aus der Seemannssprache. Wie reichen Gewinn hatte die altgerman. Dichtung der Skandinavier und der Angelsachsen aus dem Kontakt mit dem Ozean auch sprachlich gewonnen! Reizvolle und poetische Wortgebilde für „Schiff“ und für „Meer“ beleben unsere Dichtersprache: das Meer war die Schwanenstrasse, die Walfischstrasse, das Bad der Möve und das Schiff hiess Meerholz, Wogenhengst, Seegänger.

Wir dürfen einzelne dieser Wortgebilde gewiss in die Zeit zurückdatieren, ehe die Angelsachsen ihre neue Heimat besiedelt haben, also mindestens ins 4. und 5. Jahrhundert. Aber sie hafteten so fest im Volk, dass sie auch in nüchterner und schlichter Prosa wiederkehren; so sagt ein angelsächsischer Chronist (Sachsenchronik Laud Hdschrft. 1003) statt „Schiffe“ wirklich einmal *Wogenhengste*. Aber diese dichterischen Wortgebilde verraten uns zugleich ein Geheimniss der Seemannssprache. Die Beseelung des Unbeseelten — *portat animam et non habet animam* — herrscht nicht bloss in der poetischen Diktion der Nordgermanen, sondern auch in der technischen Sprache der Seeleute. Daher tragen denn die Schiffe Eigennamen wie die alte Argo des Jason oder die Paralos der Athener im Zeitalter des Perikles. Schon das Schiff des Beowulf trug im angelsächs. Heldengedicht des 7. Jahrhunderts einen Namen, es hiess Hornschnabel

(Hyrnednebb). Die Götterschiffe der Edda sind Träger von Eigennamen (Naglfari, Skithblathnir).

Wie alt die Schiffstaufe, die mit der Namengebung verbunden ist, entzieht sich meiner Kenntniss; aber der Ausdruck taufen findet sich schon um 1590 auf Schiffe angewandt.

So kann man von Schiffen wie von lebenden Personen reden. So ist deutsch Holländer, engl. *Dutchman* nicht bloss ein Holländer, sondern auch ein holländisches Schiff (vgl. das NE Dict. unter *Dutchman*). Unsere niederdeutschen Seeleute nennen ein nach Ostindien gehendes Schiff einen Ostindiamann (Brinkmann, Kaspar Ohm S. 1981), ein Kriegsschiff einen Orlogmann (Urlugsman Kaspar Ohm S. 5. 214; Peter Lenz S. 9. 12; der Generalreder S. 170). Wie wir von einem Kauffahrer, einem Häringsfänger, einem Grönlandsfahrer reden und Schiffe meinen, so der Engländer mit seinem *merchantman*. Und nun fällt uns auch die so seltsame Bezeichnung des Englischen für ein Kriegsschiff (warship) als *man-of-war*, d. h. als „Kriegsmann“ nicht weiter auf.

Diese Beseelung des Unbeseelten erkennen wir auch in den Benennungen für einzelne Schiffsteile. Wir reden vom Bauch und von den Rippen, von der Nase und dem Bart des Schiffes. So haben einige Schiffsarten auch Namen von Tieren: Böcke, Bullen, Katten (= Katzen).

Immer aber ist die Sprache des Festlandes der Boden, aus dem die Seemannssprache entspringt. Was das Meer erzeugt, erhält den Namen gern durch Uebertragung von den Erzeugnissen des Festlandes. Fische erhalten nicht selten Namen von Tieren des Landes (Hatzidakis Kuhns Zschft. 34, 126); das umgekehrte Verhältniss ist kaum zu belegen. So sind auch Schiffsgeräte und Ausrüstungsgegenstände der Seeleute, die heute rein seemännisch klingen, ursprünglich gar nicht seemännisch. Wenn z. B. die fingerlosen Matrosenhandschuhe jetzt seemännisch *Wanten* heissen, so ist das ein sonst ausgestorbenes altgerman. Wort (anord. *vötrr* aus *wantus*, so schon um 700 in Gallien nach Beda bei Diez 176), das uns in französ. Entlehnung in der Form *gant* (= ital. *quanto*) bekannter ist. So ist *Mars* als Bezeichnung des Mastkorbes eigentlich binnenländisch: ndl. *mars*, nmdl. *merse* ist nämlich ursprünglich der Marktkorb der Höker. Und *Mast* hiess von Haus aus jede Stange.

So lassen sich manche Seemannsworte german. Ursprungs bequem deuten. Die Ruderrollen, d. h. Pflöcke zum Anstemmen der Ruder, haben ihren uralten Namen (anord. *thollr* = angl. *tholl*) von dem alten Wortstamm für „tragen“, der mit lat. *tollo* — *tuli* — *tolerare* eins ist. Aber so bequem wie in diesem Falle ist die Etymologie von Seemannsworten nur selten.

Was sie erschwert, ist der internationale Austausch im Bereich der Schifffahrt. Während das Gebirge die Völker trennt, verbindet sie das Meer. Und dieses internationale Band der Völker durchzieht auch die Seemannssprache. Wie wir die german. Namen der Himmelsrichtungen im Französ. wiederfinden, so auch Worte wie Steuerbord als *tribord* (Diez 681), Backbord als *bâbord*; französ. Worte wie *mât* der Mast, *flotte* die Flotte, *étai* das Masttau (= engl. *stag*, angl. *steg* — verkehrt bei Diez 578), *hune* der Mastkorb sind alle germanischer Herkunft. Unsere Worte Boot, Lootse sind engl. Lehnworte (vgl. das Etymol. Wb.). Wenn die Ruder Riemen heißen, so ist es eine Entlehnung aus lat. *rémus* (ahd. *riomo*); auch die Ruderstropfen haben einen lat. Namen (*struppus* Pauls Grdr. I² 345). Eine Schiffsart heißt Prame, aber das Wort, das schon die Thulor der Eddahandschriften verzeichnen, ist ein slav. Wort (russ. *pramu*).

Im allgemeinen charakterisirt sich die Seemannssprache doch wesentlich als technische Sprechart. Eine endlose Fülle der intimsten technischen Ausdrücke beziehen sich auf jedes Segel und jeden Balken, jeden Pflock und jede Schraube, der Kampf mit den Elementen verlangt für jede Thätigkeit eigene und seltsame Nomenklatur. Nur in bescheidenem Masse treffen wir seemännische Benennungen für Handlungen und Gegenstände, die nicht für das Leben auf dem Schiff typisch sind;

immerhin sei ein Beispiel der Art erwähnt: in der neueren Seemannssprache sagt man schaffen für „essen“.

Die Sprache der Soldaten¹⁾ zeichnet sich vor der Seemannssprache durch grössere Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit aus. Sie ist nicht bloss technisch; sie umfasst grössere Gebiete des Lebens, breiteren gesellschaftlichen Inhalt als die Sprache des Seemanns. Der Umfang des soldatischen Wortschatzes erinnert an die Vielseitigkeit der Studentensprache, mit der sie auch den Scherz und die Urkraft der Wortschöpfung teilt. Die Hauptquelle für die Geschichte der Soldatensprache sind Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber eine erste Blüte erlebte sie in der Zeit der Landsknechte und des 30jährigen Krieges. Die grossen Kriegsschriftsteller vor dem 30jährigen Krieg wie Fronsperger, Klein, von Wallhausen und die grossen Sittenschilderer des 30jährigen Krieges wie Moscherosch und Grimmelshausen machen mit sprachlichem Sinn einzelne Aufzeichnungen der Feldsprache, wie man damals die Soldatensprache nannte. Da waren Füchse und Müller oder Mühlsteine Dukaten und Reichsthaler, der deutsche Herr war soviel wie Ente; einen Deutschherren verhören soviel wie eine Ente stehlen; der Hahn hiess Rottmeister (Rotw. I 137); für „heiraten“ sagte man

¹⁾ Vgl. Horn, die deutsche Soldatensprache 1899.

kirchen; die schriftliche Dienstordre oder Marschordre hiess Feldtaube.

Solche spezifische Ausdrücke begegnen als feldsprachlich, d. h. als soldatisch vor und während des 30jährigen Krieges nicht selten und wir sehen an diesen Belegen, dass es sich keineswegs um eine technische Sprache handelt. Die Geschichte aber dieser Standessprache bietet ein seltsames Problem. Die Quellen wie z. B. Moscherosch vermischen die Feldsprache mit dem Rotwelsch. Moscherosch druckt als feldsprachlich ein altes rotwelsches Glossar ab, das um 1510 als Bettler- und Gaunersprache erscheint. In der That liegt hier z. T. eine Verwechslung vor. So zeigt sich bei den eben mitgeteilten Proben eine völlige Abweichung des alten Rotwelsch. Moscheroschs feldsprachliches Wörterbuch hat gewiss als blosser Abdruck einer weit älteren Vorlage in dieser Richtung keine Beweiskraft. Aber doch wird man für die Zeit von etwa 1550—1650 Berührung zwischen Feldsprache und Rotwelsch annehmen müssen, wie auch Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit nahe Verwandtschaft der beiden Sprechweisen annimmt. Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts war das Landsknechtstum zur allgemeinen Landplage geworden und die Kriegsschriftsteller selbst enthüllen uns das vagabundirende Leben der Landsknechte und mit Schrecken sieht man die Entartung soldatischer

Zucht. Es war dieselbe Zeit, in der die Jugend der deutschen Hochschulen unter dem Druck des Pennalismus stand. Und wir dürfen nicht verschweigen, dass auch die Burschensprache des 17. und 18. Jahrhunderts manches rotwelsche Element in sich aufgenommen hat.

Die neuere Soldatensprache teilt mit der Studentensprache die Freude an Derbheiten, an Wortverdrehungen, an stark mundartlichen Ausdrücken, die sich allerwärts her zusammenfinden und ein buntes Gemisch ergeben. Nachklänge der alten Feldsprache fehlen nicht, aber es ist zweifelhaft, ob sie auf Kontinuität beruhen oder ob nicht vielmehr gemeinsame Quellen zu Grunde liegen.

Unter den Berufssprachen zeichnet sich noch die Bergmannssprache durch einen reichen Wortvorrat aus. Aber dieser Wortvorrat ist wesentlich technisch. Wie der Beruf sich dem Auge der Menschen entzieht, so ist auch seine Sprache ohne bedeutsamen Einfluss. Und es ist charakteristisch, dass wesentlich das Resultat der unterirdischen Arbeit, soweit es ans Tageslicht tritt, sprachlich bedeutsam wird: zu Tage fördern ist bergmännisch, desgl. Ausbeute. Auch Fundgrube und Schacht stammen aus diesem Bereich. Vom 16. Jahrhundert an kennen wir die Sprache des Bergmannes aus reichen Quellen und es gibt zahlreiche Wörterbücher für sie ¹⁾

¹⁾ Die Buchdruckersprache übergehe ich hier; darüber vgl. Klenz, die deutsche Druckersprache 1900.

In weit höherem Masse aber als die Bergmannssprache beansprucht die sogenannte Gaunersprache das Interesse der Sprachforscher, seitdem zum ersten Mal 1663 der bedeutendste unserer älteren Grammatiker, Schottelius, sie in den Gesichtskreis der Sprachforscher gerückt hat. Es ist eigentlich die auffälligste Sprechweise, die wir haben. Sie lebt nachweislich — mit begreiflichen Schwankungen und Aenderungen mindestens 4 Jahrhunderte hindurch ununterbrochen. Aber gerade diese Kontinuität, die sich in zahlreichen Wörterverzeichnissen aus behördlichen Kanzleien äussert, muss uns stutzig machen. Denn wie soll man es verstehen, dass die sporadische Erscheinung des Verbrechertums sich eine eigene feste Sprache geschaffen habe? Und diese Sprechweise erstreckte sich zudem über ganz Deutschland. Ihr ältester, nun fast 700 Jahre nachweisbarer Name Rotwelsch bedeutet zweifellos Bettlersprache und einige von den ältesten Quellen zur Geschichte der Gaunersprache beweisen, dass sowohl das Verbrechertum des Mittelalters wie auch des Bettlertum des Mittelalters Anteil an der seltsamen Geheimsprache hatte. Aber wir wissen auch, dass die kleinen Krämer und Hausirer Rotwelsch sprechen konnten; denn noch heute leben überall in deutschen Gauen Krämersprachen als Ausläufer des alten Rotwelsch. Aber wahrscheinlich war der Ursprungsbereich des Rotwelsch weit grösser, es war in früheren Jahrhunderten

wohl der Besitz aller rechtlich unehrlichen Leute. Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, in der ein teils gesetzlicher teils herkömmlicher Makel auf verschiedenen Gewerben ruhte, die der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien Deutschen nicht ziemten. Die Zahl der unehrlichen Leute hatte sich allmählich in Deutschland so gesteigert, dass Reichsgesetze nach und nach die Unehrlichkeit auf Henker und Henkersknechte einschränkte, bis rechtlich auch diese letzte Einschränkung gefallen ist. Es gibt nicht wenige Orte in Deutschland, in denen noch heute Rotwelsch gang und gäbe ist. Wirft man einen Blick auf die Geschichte solcher Orte, so ergibt sich zumeist die Thatsache, dass es neuere Ansiedelungen sind, die entstanden, als Reichsgesetze den unehrlichen Leuten Schutz und Rechte gewährten, ohne aber im Stande zu sein, ihnen unter den Mitmenschen auch humane Aufnahme zu sichern. Es waren ausser den Scharfrichtern und ihrem Personal auch Abdecker und Totengräber, Zöllner und Bettelvögte, Büttel und Nachtwächter, Schäfer und Müller, Bader und Leineweber. Auch die Spielleute und das fahrende Volk der Gaukler erfreute sich rechtlich nicht der vollen Ehrenhaftigkeit.

Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, so weit, dass wir in unserer klassischen Litteratur Anklänge an die rechtliche Unehrlichkeit nicht mehr ohne weiteres verstehen.¹⁾

¹⁾ Vgl. Belege für das Ehrlichmachen durch Fahenschwenken bei H. v. Kleist und Fried. Hebbel bei Sprenger in Zachers Zschft. f. deutsche Philol. 27, 389, wo aber auf Otto Beneke, Von unehrlichen Leuten 2. Aufl. Berlin 1889 S. 351 zu verweisen war. Lehrreich ist Benekes Darstellung über das Begräbniss der Selbstmörder S. 317 für den Schluss von Goethes Werther.

In die eigentliche Litteratur wagt sich das Rotwelsch kaum je; nur die Organe der Polizei interessirten sich dafür. Aber die öffentliche Sicherheit machte es notwendig, dass die Polizei von Zeit zu Zeit alles veröffentlichte, was sie von der gefährlichen Sprache ermitteln konnte. So kennen wir die s. g. Gaunersprache ebenso umfassend und ebenso lange wie etwa die Waidmannssprache. Aber im Bau hat sie andere Gestalt und andere Physiognomie. Sie ist eine Geheimsprache, durch die sich die von der Gesellschaft Ausgestossenen nur bedienten zum Schaden ihrer Feinde, die in Zünften und Gilden staatlicher Privilegien sich erfreuten. Zwar haben die Juden mit ihrer Sprache einen Anteil an der Zusammensetzung der Geheimsprache; denn auch sie gehörten zu den von der Gesellschaft Ausgestossenen und genossen nicht die volle Ehrenhaftigkeit des freien Deutschen. Aber die Eigenart des Rotwelsch äusserte sich wesentlich in gutdeutschen Wortgebilden, die aber verhüllend umschreiben oder auf gewohnheitsmässiger und erblicher Uebereinkunft beruhen. Wenn ich aus einer Quelle vom Beginn des 16. Jahrhunderts ein paar Belege geben soll, so heisst das Feuer Funkhart, der Fisch Flossling, der Mantel Windfang, der Hut Wetterhahn, die Gans Breitfuss, das Kind Schreiling, die Wurst Regenwurm. Natürlich hat das Rotwelsch im Lauf seiner doch wohl tausendjährigen Geschichte mancherlei Aenderungen und

Wandelungen und im einzelnen landschaftlich und zeitlich bedeutsame Neuerungen erfahren. Auch mit Absicht und mit Erfolg bildeten die Ausgestossenen oft ihre Sprache um, wenn die staatlichen Behörden das Geheimniss aufgedeckt hatten. Wenn seit dem 16. Jahrhundert der Nachschlüssel allgemein (nicht etwa gaunerisch) Dietrich heisst, so macht das Wort durchaus einen rotwelschen Eindruck. Aber es war so früh allgemein bekannt geworden, dass schon die ältesten rotwelschen Wortlisten es nicht als rotwelsch aufführen, dass schon die ältesten Wortlisten es nicht als rotwelsch aufführen (am Ende des 17. Jahrhunderts heisst der Dietrich auf Rotwelsch dann Schränker). Vielfach sind rotwelsche Worte aus dem gefährlichen Heimatsbereich in weitere Kreise gedrungen, wie Dietrich. Im Rotwelsch des 15. und 16. Jahrhunderts ist Blech so viel wie Geld, aber das Ztw. blechen dringt im 18. Jahrhundert auch in die Umgangssprache. In der Bettlersprache des Mittelalters nannte man Fopper Bettler, die sich irrsinnig stellen, um Almosen zu erschwindeln; diesen Betrug nannte man foppen; noch im 17. Jahrhundert mied man das Wort in guter Gesellschaft, weil es an die unehrlichen Leute gemahnte. Aber seit dem 18. Jahrhundert ist es in harmloserer Bedeutung doch weiter bekannt geworden und heute sieht man ihm seine zweifelhafte Herkunft nicht mehr an.

Fassen wir das Rotwelsch oder die sog. Gaunersprache als die Sprache der rechtlich unehrlichen Leute, d. h. gewisser Handwerke, die sich nicht der Privilegien von Zünften und Gilden erfreuten und drum rechtlich nicht voll angesehen wurden, so verstehen wir auch die sogenannte Kundensprache. Man kennt diese erst etwa nur ein halbes Jahrhundert, die Aufzeichnungen gehen nicht über 1850 zurück. Und doch ist die Sprechweise der Handwerksburschen uralte: sie sagen Windfang für Mantel und Wetterhahn für Hut, um ein paar Beispiele zu geben — und dies sind bekannte rotwelsche Worte, die seit dem 15. und 16. Jahrhundert oft als gaunersprachlich belegt sind.

Isoliert ist keine der Sprechweisen, die der Gegenstand unserer Erörterungen gewesen sind. Soziale Brücken, die immer von Stand zu Stand, von Beruf zu Beruf, von Alt zu Jung und von Jung zu Alt führen, verbinden die einzelnen Zweige und Arme unseres Sprachlebens. In der Studentensprache sehen wir in Worten wie flott, das eigentlich nur seemännisch ist, einen unstudentischen Ausdruck. Das Wort Knote der Studentensprache scheint von Hause aus ein ndd. Soldatenwort gewesen zu sein.¹⁾ Das Prellen der Füchse, das in der Burschensprache des 18. Jahrhunderts eine Rolle

¹⁾ Es scheint das nld. *knoet* „Knorren“ zu sein.

spielt, beruht auf der Uebertragung eines waidmännischen Brauches. Aber alle drei Worte — flott, Knote und prellen — sind heute überall in der Volkssprache fest eingewurzelt. Waidgerechte Worte des 18. Jahrhunderts wie Dickicht haben ihre Naturfarbe verloren. Und Worte wie blechen oder foppen oder pumpen enthüllen nur dem Eingeweihten den gefährlichen Ursprungsbereich in dem Rotwelsch der unehrlichen Leute. Wie in jedem einzelnen Fall die Brücke gewesen ist, die von der Standessprache zu der Gemeinsprache leitet, wird schwer festzustellen sein. Eines aber lehren unsere Betrachtungen, dass unsere Gemeinsprache nicht ausschliesslich der Niederschlag von litterarischen Strömungen sein kann. Nicht nur auf der Höhe der Litteratur, in der Sprache unserer grossen Dichter findet der Sprachforscher die Quellen der Wortschöpfung. Wo das eigentliche Leben der Sprache zu suchen ist, das hat einer der sprachgewaltigsten unseres Volkes ausgesprochen, wenn er verlangt, wer mit der Sprache als Schriftsteller wirke, habe die Kinder auf der Gasse, die Mutter im Hause und den gemeinen Mann auf dem Markt zu belauschen. Was Luther in der Schrift von Dollmetschen als sein eigenstes Uebersetzerprogramm hinstellt, hat später Leibnitz als eine wichtige Aufgabe der deutschen Sprachforschung hingestellt. Er hat in sein umfassendes sprachliches Programm, das er in einem posthumen Werk dargelegt hat, vor allem auch den Wortschatz

der Standes- und Berufssprachen eingeschlossen. Fasst aber der deutsche Sprachforscher seine Aufgabe so vielseitig, wie Leibnitz es in seinen unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausbildung und Verbesserung der deutschen Sprache verlangt, so geht ihm eine Ahnung auf von jenem Goethischen Wort, das eigentlich für uns alle gemeint ist: „der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Aber niemand fühlt sich von der Erfüllung dieses Dichterwortes weiter entfernt als eben der Sprachforscher.
